

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 15

Artikel: Der schöne Weg
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668574>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER SCHÖNE WEG

Ich kenne einen schönen Weg. Wenn ich allein sein möchte und es mich drängt, auf mich selbst zu hören, steige ich hinunter zum Ronco. Zuerst liegen viele Steine herum, grosse und spitze, und zwischen den engen Gartenmauern ist es glühend-heiss, feuchtwarm wie in Treibhäusern. Ich muss vorsichtig gehen und darf nicht links und rechts schauen. Wenn man aber an dem überdachten Brunnen vorüber ist, wo die Frauen des Ortes ihre Wäsche baden, ebnet sich der Weg, der am Abgrund vorbeiführt, und wird glatt. Es fallen Sonnenflecke durch das Laub der Kastanienbäume und erhellen das milde, kühle Grün.

Man geht wie in einem Garten. Das Heidekraut blüht, und ganze Wellen purpurnen Violetts ergiessen sich über die Halden und leuchten zwischen den Adlerfarnen, da wo im Frühjahr die Schneeglöckchen sich ausbreiten. Vor dem grossen Brombeergestrüpp liegt eine Schlange. Geruhsam ineinandergeringelt sonnt sie sich, silbern glänzend, mit den schwarzen aufmerksamen Augen mich betrachtend, um dann langsam — gegen die Gewohnheit der Schlangen — im Dickicht zu verschwinden. Ein leises Grauen lässt mein Herz stärker schlagen. Ich denke, dass man diese Furcht der Paradiesschlange verdankt, die man gewöhnt wurde als den Ursprung alles Bösen zu betrachten. Warum wohl das Grauen? Es ging ja alles so intelligent zu und gar nicht schaurig. Mich wundert nur, dass sich die Schlange in einer solchen Verstandesangelegenheit an Eva wandte und nicht an Adam. «Ihr werdet wissen, was gut und böse ist», sagte das listige Tier zum Weibe.

Wissen, sagte es, nicht fühlen, nicht schmecken, nicht hören. Auch nicht sehen. Wäre die Versuchung darin gelegen, etwas zu sehen, so hätte man Eva der Neugierde zeihen dürfen. Aber wissen! Etwas wissen wollen! Also Wissbegierde. Sollte am Ende die Schlange das Weib für klug gehalten haben? Beinahe möchte man es glauben. Sie würde sich wundern, die Schlange aus dem Paradies, erschiene sie jetzt in unserer Welt, dass sich die Frau immer noch hart darum mühen muss, klug sein zu dürfen. Sie würde sich wundern, das listige, durchschauende Tier, dass die Welt immer noch nur mit Widerstreben tun will, was sie, die Paradiesschlange, vor Tausenden von Jahren schon getan hat: sich an die Klugheit der Frau zu wenden.

Oder ist am Ende die Frau nicht mehr, was sie im Paradies war? Ob Gottes Fluch: «Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären!» allzu wirksam war? Treulich hat sich das Weib an dies Gebot gehalten, und nicht anders als mit Schmerzen bringt sie auch heute noch ihre Kinder zur Welt. Hat die kluge Eva der Mutter Eva weichen müssen.

Weit bin ich vom Weg abgeirrt. Wohin einen eine Schlange führen kann! An einer heissen, sonnigen Stelle laufen wundervolle grellgrüne Eidechsen hin und her. Kopf und Kragen türkisblau, der Leib leuchtend wie Smaragd. Welch wunderbaren Schmuck hat sich da die Natur gegönnt, doppelt reizvoll im Spiel der raschen Bewegung. Wie der Blitz sind sie dort, wie der Blitz sind sie da, dort, ehe man sie recht gesehen, einen regenbogenfarbenen Schein zurücklassend. Alle Augenblicke schnellst sich wieder eine Schlange ins Dickicht. Sie zeigen sich häufig diesen Sommer und rascheln vom hellbesonnenen Weg ins Dunkle, sobald sie Schritte hören. Eine ganze Welt lebt da in Gras und Moos, blüht, strebt zum Himmel auf. Nur die Vöglein fehlen. Sie haben hier unten keine bleibende Statt. Eine Nachtigall sang anfang Mai im Ronco, aber sie ist bald stumm geworden. Ich habe nicht wissen wollen, was aus ihr geworden.

Nach einer letzten Biegung meines lieblichen Wegleins steht das kleine rote Haus vor mir, das vor vielen Jahren dem Pfarrer des Ortes als Vogel- und Jagdhaus gedient. Purpurn leuchtet es weit ins Land hinaus und weit über den See. Es steht auf einem Felsenvorsprung. Keiner, der nicht mit einem Schrei des Entzückens hinuntersieht auf den blauen See, dessen Anfang und Ende man zu überblicken vermag, und der glitzernd und silbern zuckend in der Sonnglut liegt, mit seinen jähen



Am Lago Maggiore: Brissagoinsel
Foto R. Spycher

Ufern, seinen weissblinkenden Dörfern, die sich lang und schmal hinziehen am Berg oder, wie Gandria, an ihm hinaufklettern oder, wie Melide, sich weit in den See wagen. Wie soll ich das alles, das was da zu mir hinaufstrahlt und in allen Farben schimmert, meinen Augen schenken? Wie soll ich es ertragen, soviel Schönes von einem einzigen Fleck aus, von einem Stücklein Fels aus in meine Scheunen zu sammeln, vorsorgend für den langen Winter? So sitze ich still auf der Steinbank vor dem roten Haus und lasse meine Seele weiden und wandern. Sie findet reiche Ernte, denn es ist leicht zu finden, aber schwer, hier wie überall, das Geschaute und Empfangene in Werte umzuwandeln.

Campione, die Spielhölle, liegt dem Ronco schräg gegenüber. Nahe dabei ein kleines schönes Gotteshaus, zu dem breite Stufen vom See, die links und rechts ineinandergreifen, hinaufführen und an die Berge bei der Madonna d'Ongero erinnern. An den Festtagen kommen von allen Seiten kleine Schifflein mit Kirchgängern, sie steigen die Treppen hinan, und die bunten Schleier der jungen Mädchen und die dunkelfarbigen Kopftücher der Frauen heben sich freudig ab vom Marmor oder verschwimmen und durchleuchten das gedämpfte Licht des Kircheninnern.

Himmel und Hölle so nahe beisammen. Geht nicht auch Gut und Böse Hand in Hand? Birgt nicht dasselbe Herz Gutes und Böses? Liegt nicht vielleicht der Spieler, der in Leichtsinn und Leidenschaft alles verloren, morgen in dem kleinen Gotteshaus auf den Knien und beugt sich tief unter der Last seiner Reue und seines Elendes? Wie gut ist es, dass die Kirche dasteht. Wohin sollte der arme Mensch sich sonst flüchten mit seiner Verzweiflung? Würden nicht vielleicht, wenn der gütige Zufluchtsort so nahe wäre, seine offenen, entsetzten Augen andern Tags unter dem Wasser des Sees die Menschheit anklagen, dass niemand ihm geholfen? Ich will nicht mehr wie früher den Stab brechen über die Leichtsinnigen, die, von höllischen Mächten getrieben, alles, was sie haben, auf dem schrecklichen Tisch vergeuden. Ich weiss es jetzt, dass Dostojewski, der grosse Geber, mit seiner jungen Frau am Spieltisch sass und das, was ihr gemeinsames, ihr geliehenes, ihr einziges Eigentum war, ihr ein und alles, setzte und verlor. Und nochmals setzte und, wieder verlierend, weiterspielte, bis ihm nichts mehr blieb. Und ich weiss, in welcher Verzweiflung, in welcher verzehrenden Reue er sich wand, wie er durch

übermenschliches Arbeiten gutzumachen suchte, was er verbrochen. Seit ich das alles weiss, spreche ich nicht mehr von Hölle und von Verdammn, denn könnte nicht ein Dostojewski unter den Spielenden sein? Und hat nicht dieser selbe Spieler uns die herrlichsten Meisterwerke geschenkt? Finden wir nicht in seinen Büchern uns selbst mit unserer Schwäche, unserm Hochmut, unsern Sünden, unserer Kleinlichkeit, und stehen nicht Gestalten vor uns voll leuchtenden Lichtes und tiefster Schatten, wie sie ihn selbst bedräuten? Sollen wir nicht vor dem Spieler Dostojewski das Haupt beugen, um des Dichters Dostojewski willen? Schönes, kühles stilles Gotteshaus, wie gut, dass deine Pforten geöffnet sind wie die Arme einer Mutter, bei der ihre armen Kinder Zuflucht suchen.

Ein Glöcklein tönt zu mir herüber wie ein rasches Klingeln, von Kinderhand geläutet. Es steigt eine Prozession die Marmortreppe hinauf. Voran das Kreuz, und dann die Fahne, der die Gläubigen folgen. Wie eine dunkle Schlange windet sich der Zug langsam bis zur Kirche. Wieder die Schlange. Warum begegnet sie mir heute überall? Ist sie ein Symbol? Ist sie vielleicht das Symbol der zwiefachen Menschenseele, der guten wie der bösen? Verkörpert sie die Einigkeit dieser beiden? Sagt sie uns, dass Gutes und Böses nicht zu trennen, dass das eine das andere bedingt, dass eines nur am andern gemessen werden kann? — Die Tore der Kirche schliessen sich hinter den Gnadensuchenden. Das bimmelnde Glöcklein schweigt. Ueber Himmlischem und Höllischem spannt sich das Blau der Unendlichkeit.

Wie herrlich behauptet sich der San Salvatore, in vollendeter Schönheit aus dem Wasser steigend, ein Denkmal des Schöpferwillens, dem auch Stein und Erde zu einem Kunstwerk werden mussten. Leise fährt ein Schiff durch die blaugrünen Schatten im See. Es hält da und dort an, Menschen steigen ein, müde von der Arbeit, vielleicht müde von einem Schicksal, das sie dumpf ergeben oder bewusst dankbar über sich ergehen lassen oder beherrschen. Das Schiff bückt sich unter der Brücke von Melide.

Es wird langsam dunkel. Rings um die Ufer der Stadt glimmen Tausende von Lichtern auf, die im Wasser sich verdoppeln. Der Himmel wird dunkler, und nimmt schichtweise eine hellgraue, dunkelgraue, fast schwarze Färbung an. Zwischen dem Grau und dem Bergrücken grelles, klares Gold. Es sieht fremd aus, japanisch. Gegenüber

sinkt die Sonne, verschwindet und lässt flutendes Rot zurück.

Es ist Nacht geworden. In gespenstischem Schweigen gleitet ein letztes Schiff seinem Ruheort zu. Wie schön ist das alles, und wie beruhigend entwirren sich die Gedanken und klären sich. Es fällt Angst von einem ab, die tastende Angst vor dem Kommenden. Ich höre meinen Herzschlag, und wie in Augenblicken der Todesangst, oder des Traumes, wecken ganze Reihen von Lebensereignissen die schlafende Seele. Sind es Mahnungen? Sind es lebendig gewordene Erinnerungen?

Stehe ich im Zusammenhang mit dem Grossen, Unendlichen, das ich sehe und empfinde und das mich aufnehmen will in sein Gewebe?

Marguerite Janson

ES GIBT NOCH GALANTE MÄNNER

Wir waren drei im Abteil, ungerechnet das kleine Kind, das zu mir gehörte. Ein Mann zwischen dreissig und vierzig, gross, dunkel, ohne andere Merkmale als ein zwar seltenes, aber überraschend gutes, freimütiges Lächeln, das wie ein Tupf Kölnischwasser auf reisemüde Stirnen wirkte. Ich taufte ihn Hans Liebreich. Ihm gegenüber sass eine Dame unbestimmbaren Alters mit blondem Wuschelkopf und fatalen Augen. Das Wort «fatal» fiel mir damals zum erstenmal im Leben ein, im Zusammenhang mit diesen schwarz umkohlten, künstlich vergrösserten, aus ihren Höhlen quellenden Augen. Die Frau, so fand ich, müsse eine Spionin sein.

Eine Ewigkeit, das heisst ein Nacht, ging mit solchen psychologischen Betrachtungen, mit Lesen,

Dösen, Lichten- und abdrehen hin, dieweil hinter den Fenstern des Zuges das dunkle Deutschland vorbeiglitt. Herr Liebreich, meine Verlorenheit ahnend, schenkte mir sein tröstliches Lächeln, so oft ich die Augen öffnete, und stemmte seine Füsse dorthin, wo das Kind lag, auf dass es im Schlaf nicht herunterfalle. Erst die Sonne, die aus einem unermesslich weiten, von keinem Berg begrenzten Himmel fiel, machte uns alle schläfrig. Das Kind allein war ausgeschlafen und munter, es wollte seine Tageseinteilung nicht ändern und schrie nach seiner Milch. Herr Liebreich, Gott segne ihn dafür, liess im Speisewagen die Flasche aufwärmen und brachte mir ein dunkles Gebräu, das er mit schlauem Lächeln als Kaffee bezeichnete. Die Spionin hatte stumm nickend abgelehnt.

Im Verlauf des Morgens erbot sich Herr Liebreich, mir das Kind zu hüten, falls ich etwa dorthin mich begeben sollte, wo selbst Könige und Mütter allein hingehen müssen. Ich tat ihm den Willen.

Der Ort lud nicht zum Verweilen ein. Allein, als ich wieder entfliehen wollte, o Graus, da liess sich der Riegel nimmer zurückstossen. Es half kein Rütteln, kein Ziehen, es half auch kein Schreien und Poltern. Die Kilometer rollten donnernd und sichtbar unter mir hinweg, indes ich, meine Geister sammelnd, auf Rettung sann. Als ich endlich Schritte hörte, hieb ich mit beiden Fäusten auf die Tür ein.

Clic, clac, machte sie und öffnete sich. Ein junger Mann stand vor mir, Siegfried redivivus, Traum aller jungen Mädchen. Er lächelte fragend, amüsiert, dieweil ich nach einem tiefen Atemzug erklärte: «Danke, dass Sie mich befreit haben. Der Riegel lässt sich von innen einfach nicht zurückschieben.» Beifügen muss ich hier, dass die Geschichte sich vor dem Krieg abspielte.

Er fasste nach dem Schloss und untersuchte es mit deutscher Gründlichkeit. «Sie haben zu früh gedreht», sagte er. «Sehen Sie, so muss man's machen.» Die Tür schloss sich mit einem hämischen Clac und liess sich nicht wieder öffnen. Drinnen waren wir beide, Siegfried und ich, und mit grossem Getöse rollte seine Heimat unter uns hinweg.

«Verflucht», sagte er, und riegelte ausdauern, aber nicht gescheiter als ich es vordem getan. Erst nach einer ganzen Weile wurde er sich der sonderbaren Situation bewusst, schaute mich schamzerfressen an, sah mein vor zurückgedräng-